Malerei ohne Rest, so nah am Papier – Notizen zu den neuen Arbeiten von Christoph Luger

Flüchtige Gedanken, kleine Einfälle, visuelle Eindrücke, haptische Erfahrungen und Erinnerungssplitter führen Christoph Luger zu seinen Bildthemen. Eigenhändig hergestellte Farbe, meist mit Leim als Bindemittel, und hochwertige Papiere sind seine Arbeitsmaterialien. Seine oft monochromen und dennoch farblich nuancierten Bilder setzen sich aus mehreren Papierbahnen zusammen und sind im Vergleich zu den früheren Arbeiten flächiger geworden. Der Collageeffekt tritt ein wenig zurück, Risse, Perforationen und abgeschabte Stellen werden spärlicher eingesetzt. Christoph Lugers Malerei geht ein sehr langer Denk- und Vorbereitungsprozess voraus; fertiggestellt werden die Werke jedoch meist sehr schnell, in einer Art „Primamalerei". Lasierend und in mehreren Schichten werden die Details auf dem meist großformatigen Bildträger zu einem Gesamtbild gefügt. Eine vier Jahrzehnte lange intensive Beschäftigung mit Farbe und Papier und eine kontinuierliche künstlerische Praxis haben Christoph Luger zu dieser einzigartigen Handschrift geführt.

Ich besuche ihn in seinem großzügigen Atelier in der ehemaligen Zacherlfabrik im 19. Wiener Gemeindebezirk. Das Atelier wirkt sehr aufgeräumt. Der Künstler hat soeben eine Werkserie abgeschlossen, das Startbild für die Serie XXVI liegt am Boden, ein bereits im Jahr 2013 gemaltes und im Frühjahr 2015 überarbeitetes ockerfarbenes Gemälde. Ein idealer Bildträger, da bereits mehrfach grundiert. Leimfarbe ist wasserlöslich und lässt sich gut abwaschen. Der Künstler bewegt sich im Atelier und nimmt immer wieder die Abkürzung über das Bild, Fußspuren werden sichtbar.

Christoph Luger erzählt mir, dass er 1998 nach einer künstlerischen Sinnkrise begonnen hat, sogenannte Wochenbilder zu malen. Oft zweifelte er an seinen Arbeiten, er wollte perfekte Bilder schaffen. Absolute Bilder, Meisterwerke, eine „Malerei ohne Rest", davon träumen viele Künstler. Damals wollte und wollte eine Auftragsarbeit einfach nicht fertig werden, zwei Jahre war der Künstler schon im Verzug. So begann Christoph Luger mit einem bis heute beibehaltenen Arbeitsrhythmus. Er fängt jeweils am Montag mit den Vorbereitungsarbeiten für ein Bild an, das am Freitagabend derselben Woche fertig sein soll. Die damalige Auftragsarbeit, ein zweiteiliges Tuschebild, wurde schließlich in nur einer Woche

geschaffen. Das Fehlen jeglichen Perfektionszwangs ermöglicht nun viele Werke, sie „passieren“ einfach, sagt der Künstler, manchmal mehr und manchmal weniger gut. „Trial and error“, so wird Zweifeln kaum mehr Raum gegeben. Das Depot an der Atelierdecke ist randvoll.

2006 begann Christoph Luger zudem seriell zu arbeiten und dehnte seinen Arbeitszyklus auf zwölf Wochen aus. Er malt weiterhin jede Woche ein Bild, nach zwölf Wochen ist eine Serie mit zwölf Bildern fertig, manchmal sind es auch ein paar mehr – Werke, die sich durch den Bildaufbau, die Papiergröße, die Farbwahl ähneln oder denen die gleiche Idee zugrunde liegt. Wichtig, so betont der Künstler, ist die „Kontinuität“ und weniger die fixen Parameter. Dass er sich dieses Dogma des wochenlangen „Dranbleibens“ auferlegte, hatte sicherlich auch mit einer biografischen Änderung zu tun. Christoph Luger erinnert sich noch genau daran, wie an einen wichtigen Jahrestag: „Am 2. Dezember 2007 war meine letzte Baustelle, im Maria-Theresien-Schlössel in Liesing.“ Bis dahin hatte der Künstler seinen Lebensunterhalt mit der nebenberuflichen Arbeit als Maler/Anstreicher und Restaurator auf Baustellen bestritten. Nun konnte er sich ausschließlich seiner Kunst widmen. Die handwerkliche Praxis und das Wissen um Malgründe und Farben fließen direkt in seine Kunst ein.

Christoph Luger arbeitet wie ein Freskenmaler an der Wand, hautnah am Malgrund, mit einer extremen Nahsicht. Zuerst bereitet er seine Atelierwand vor, spachtelt Löcher, bessert den Kalkputz aus und weißelt die Wand. Das Papier tackert er nass daran fest, den Rand fixiert er mit Klebeband. Christoph Luger verwendet ausschließlich hochwertige Papiere, Büttenpapier, Briefmarkenpapier und aktuell auch gerne Archivpapier. Er klebt mehrere Blätter zu einem großen Bildträger zusammen. Nach dem ersten Antrocknen sitzt das Papier straff an der Wand, es wird eigentlich ein Teil oder eher zur „Haut“ der Wand. Mit Kreidegrund bereitet er das Papier für den Malprozess vor.

Christoph Luger mischt seine Farben immer selbst. In seinem Atelier findet man nirgendwo Farbtuben, aber viele Behältnisse mit Pigmenten und anderen Substanzen, alles erinnert ein wenig an Alchemie. Als Bindemittel dienen Haut- oder Knochenleim, manchmal auch Weizenstärke, Ei-Emulsion, Gummiarabikum oder eine Mischung aus diesen Stoffen. Hin und wieder fügt der Künstler seinen Farben

Papierbrösel, Asche oder Tonmineralien bei. Ocker brennt er gerne selbst, dadurch bestimmt er die Rot-/Braunfärbung dieses Pigments.

Christoph Luger steht auf einer Leiter und malt mit extremer Nahsicht – wie ein Fresken- oder Seccomaler. Er beginnt mit Grafitstift Strukturen, Linien, Raster zu skizzieren, riesige Holzlineale kommen zum Einsatz. Flächig und mit gestischem Pinselstrich wird dann die frisch angerührte Leimfarbe rasch, oft in nur einem Arbeitsgang oder einem „Tagwerk“, aufgetragen. Grafische und symbolische Elemente, architektonische Versatzstücke, geometrische Figuren wie Kreise, Quadrate, Rechtecke oder Balken lassen sich erkennen.

Der Künstler zeigt mir ein paar Arbeiten der letzten zwei Jahre. Wieder steigt er auf seine Atelierleiter und tackert die Gemälde eng aneinander und nach der Betrachtung der ersten aus Platzgründen auch übereinander an die Wand. Dieser Prozess hinterlässt Spuren, es entstehen „Verletzungen“ an den Bildern, beim späteren Herunternehmen sicherlich auch Risse. Das stört Christoph Luger überhaupt nicht, solche Stellen sind Teil seiner Arbeit. Manchmal jedoch klebt er Löcher auf der Rückseite mit Papier, der dabei entstehende Abstand zur Bildfläche erinnert ein wenig an Freskorestaurierungen. Auch wenn die riesigen Papierarbeiten durch solche Löcher und Klebestellen fragil wirken, sind Christoph Lugers Bilder durch die verschiedenen Malschichten sehr robust, ja, fast lederartig. Neuerdings rahmt er seine Werke gerne, nebelfeucht werden die großen Papiergründe glatt gespannt und in einen schmalen Eisenrahmen gefasst. Diese Arbeiten wirken sehr kompakt, bildhafter, musealer.

Der Künstler zeigt mir Bilder aus der Serie XXIII von 2014 (Abb. xx). Sie besteht aus 14 ausgeprägten Hochformaten, die formal Bezug auf die schmale Tür im Atelier nehmen. Jede dieser Arbeiten hat ein etwas anderes Format, alle sind jedoch ein wenig größer als die Ateliertür (ca. 3,5 × 1,1 m). Die Tür musste er baulich ändern, weil er seine gerahmten Werke nicht mehr hinein- oder hinausbringen konnte. Bereits 2006 hat sich der Künstler in einer Fensterbilderserie mit einem anderen architektonischen Detail seines Atelierraums auseinandergesetzt.

Christoph Lugers Bilder sind am schönsten bei Tageslicht zu betrachten, die fein lasierten Malschichten werden so sicht- und spürbarer. Er schaltet das Kunstlicht aus und tritt nahe an ein Bild an der Wand heran, Nr. 10 aus der Serie XVII (2012, Abb. **xx**). Er schaut, sucht, findet eine besondere Stelle, streicht mit der

Hand sanft darüber, wie schön sie ist, wie einzigartig sich hier Papier und Farbe verbunden haben. Christoph Luger ist selbst überrascht, dass diese Arbeit so kräftig wirkt, obwohl er nur eine „Spur“ blaues Pigment verwendet hat. Er gibt seinen Arbeiten offiziell nie Titel, inoffiziell nennen wir dieses perfekte Bild „1er-Bild“.

„Eine Kirche wäre eigentlich ein ideales Atelier“, sagt der Künstler, „dort sind Licht und Klima ideal. In Kirchen kann ich stundenlang arbeiten, ohne müde zu werden.“ Seine Arbeiten hängen nun auch in Kirchen. Ein monumentales Büttenbild, 6 × 4 m groß, gelblich-ockerfarben mit einer Spur von Graublau, dient als Altarbild in der Kirche St. Anton am Flugfeld in Wiener Neustadt (2013, Abb. xx; hier noch ungerahmt im Atelier, kurz vor der Abnahme). Um drei Monate ausschließlich an diesem Gemälde arbeiten zu können, hat der Künstler seinen normalen Rhythmus unterbrochen. Temporär waren Christoph Lugers Arbeiten 2002 und 2003 auch in der Jesuitenkirche in Wien zu sehen.

Bei meinem letzten Besuch erwarte ich eine eher typische Ateliersituation, da ja freitags gemalt wird. Es ist aber alles wieder sehr ordentlich und aufgeräumt, eben so, wie es sich gehört, wenn man Besuch erwartet. „Ich entspreche einfach nicht dem klassischen Künstlerklischee“, sagt Christoph Luger schelmisch. Heute herrscht eine etwas irritierende Installationssituation im Atelier. Das Bild Nr. 4 aus der Serie XXV, datiert mit 26. 2. 2015 (Abb. xx), hängt an der Wand, links davon ein Werk mit einem ähnlichen Bildaufbau, das aktuelle Wochenbild der Serie XXVI, kurz vor meinem Eintreffen fertig gemalt. „Manchmal kopiere ich eben meine Bilder, manchmal auch aus der Erinnerung“, überrascht mich der Künstler und fügt hinzu: „Das habe ich total verhaut!“ Solche Bilder sind Teil seines Arbeitsprozesses. Wie immer wird er auch dieses Bild am Montag von der Wand abnehmen, zusammenrollen und im Lager verstauen. Dort wartet es dann auf die Chance einer Überarbeitung. Das „Original“ hingegen ist eines jener Werke, die dem Künstler nur alle paar Wochen gelingen, ungewöhnlich bunt für Christoph Luger, die Farben changieren zwischen Blau, Orange, Rosa und Kobaltgrün. Durch die pastellfarbenen, teils mit Kreide übermalen Bildteile wird die Farbe jedoch sehr zurückgenommen. Klebestellen und das Aneinanderfügen der Papierbahnen Stoß an Stoß zeugen davon, dass der Künstler die Rückseite eines älteren Werkes als Malgrund verwendet hat – dies sind eigentlich sehr schöne Bildstellen. Später schickt mir Christoph Luger eine Abbildung des „verhauten“ Werkes, er hat es doch noch

überarbeitet, gleich am Freitag. Die bunte Farbwahl hat er beibehalten, den Bildaufbau jedoch total verändert. Das Gemälde wirkt nun sehr stimmig.

Christoph Lugers Werke sind Entdeckungen, für den Künstler, den Betrachter und die Kunstwelt. Er ist ein sehr routinierter, zufriedener, gereifter, authentischer, ja, großartiger Künstler. Sicherlich ist er, wie sein Lehrer Josef Mikl schon vor 15 Jahren geschrieben hat, ein immer noch „übersehener“ Künstler. Ich stelle mir seine Arbeiten in großen Ausstellungshäusern vor, erwähne eines, Christoph Luger schmunzelt. Als „bescheiden“ und „still“ bezeichnete Mikl ihn und seine Malmittel.

Liebevoll und sehr treffend nennt Christoph Luger seine Werke „Porträts“, manchmal auch „Landschaften“. Seine Gemälde können ähnliche Empfindungen hervorrufen, wie sie beim Betrachten eines Porträts oder eines Landschaftsbildes auftreten. Christoph Lugers Werke ziehen die Betrachter an, berühren und durchdringen sie. Sie sprechen alle Sinne an und verschlagen einem manchmal die Sprache. Man ist sehr versucht, hautnah an die Bilder heranzutreten, sie zu berühren. Der französische Philosoph Jean-Luc Nancy beschreibt dieses bei der Kunstbetrachtung mögliche Gefühl folgendermaßen (*Am Grund der Bilder*, Zürich/Berlin: diaphanes, 2006, S. 23): „Die Verführung der Bilder, ihre Erotik liegt allein darin, daß sie genommen werden können, mit Augen, mit Händen, Magen oder Vernunft berührt und durchdrungen werden können. […] Nun bedeutet ein Bild zu durchdringen – ganz wie ein Fleisch in der Liebe – auch immer, von ihm durchdrungen zu werden. Der Blick wird von Farbe, das Ohr von Klängen durchtränkt. Nichts liegt im Geist, was nicht schon in den Sinnen wäre: nichts in den Ideen, was nicht auch im Bild wäre.“ Christoph Luger berührt seine Bilder, betritt sie manchmal. Malerei, zu Ende geführt. Malerei ohne Rest, so nah mit dem Körper am Papier.

Christine Humpl-Mazegger